bekannt sind oder sich als solche in der durch das Statut vorgeschriebenen Weise legitimieren. Dieser Antrag fand auch Annahme, allerdings vergaß man die Hinzufügung einer Strafe für die Uebertretung.

Diesen Faden spann dann die konsumvereinsfeindliche Reichstagsmehrheit einige Jahre lang fort, ohne daß jedoch die gestellten Anträge (Ackermann-Kropatschek, Groeber, Hammacher) Gesetz wurden. 1895—1896 nahm jedoch der Abänderungsentwurf der Regierung auch die meisten dieser Forderungen auf: Nach der Regierungsvorlage sollte ersteres der Vorstand der Konsumgenossenschaft bei Strafe verpflichtet werden, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit das Verbot des Verkaufs an Nichtmitglieder auch streng beachtet werde. Desgleichen sollten die Verkäufer bestraft werden, welche gegen die Bestimmung des Gesetzes Waren an Nichtmitglieder verkaufen. Endlich sollte den Mitgliedern gegenüber der Mißbrauch der Legitimation bestraft werden, und zwar sowohl der Mißbrauch, daß ein Mitglied einem Nichtmitgliede zu dem Zwecke der Entnahme von Waren die Legitimation überläßt, wie der Mißbrauch, den ein solches Nichtmitglied verübt, wenn es mittels der Legitimation Waren kauft. Dagegen war den landwirtschaftlichen Konsumvereinen eine Ausnahmestellung gewähret, weil diese in Wirklichkeit — Rohstoffgenossenschaften seien.

Der Reichstagsmehrheit genügten aber selbst diese Einschränkungen noch nicht. Man bedrohte auch das Verkaufen von Mitgliedern an Nichtmitglieder mit Strafe, wenn es „gewerbs- und gewohnheitsmäßig" für Waren „von nicht unbedeutendem Wert oder nicht unerheblicher Menge" geschehe. Man verbot das Markenausgeben, das die Kontrolle des Verkaufs an Mitglieder illusorisch mache. Man bezog endlich in das Gesetz mit ein die Konsumanstalten, also die von Unternehmern für ihre Arbeiter und Beamten ins Leben gerufenen Verkaufseinrichtungen, sowie die Warenhäuser von Gesellschaften und Korporationen, insbesondere auch die in dem Antrag ausdrücklich genannten Warenhäuser der Beamten und Offiziere.

In dieser Form fand die Novelle Annahme gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, der Demokraten und der Freisinnigen. Fast gleichzeitig ging auch die Gewerbeordnungsnovelle (Gesetz vom 6. August 1896, R.-G.-B. S. 685) durch, wonach alle Vereine, also vor allem die eingetragenen Genossenschaften, dem § 33 der Gewerbeordnung unterworfen sind (dem durch die Landesregierungen zu bestimmenden Bedürfnisnachweis bei der Erlaubnis zum Branntweinausschank und zum Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus).

Politische Uebersicht.

Die Zuckersteuer-Reform.

Die internationale Zuckerkonferenz scheint wider alles geheiligte Herkommen einen Erfolg zu erzielen — die Abschaffung der Zuckerprämien sieht in greifbarer Nähe, und wenn nicht noch in letzter Stunde etwas dazwischen kommt, so wird sie Wirklichkeit werden. Das Verdienst, diese Wendung herbeigeführt zu haben und dem mit den Jahren immer schlimmer sich auswachsenden Prämienunfug ein Ende zu machen, gebührt England. Es hat damit gedroht, seinen kürzlich eingeführten Zuckerzoll zu erhöhen und die Prämien gewährenden Staaten durch besondere, der Höhe der Prämien entsprechende Zuschläge zum Zoll zu strafen. Den reichen englischen Markt aber wollen die Zuckerländer nicht gern verlieren, und was bisher der Kunst der Diplomaten trotzte mit der Hartnäckigkeit, die alten, eingewurzelten Mißständen eigentümlich ist, vor den Drohungen John Bulls bricht es zusammen.

Die Ausfuhrprämien haben sich bekanntlich längst zu einer horrenden Subvention an die Zuckerindustriellen ausgewachsen. Sie sind ein Mittel geworden, den Zuckerindustriellen hohe Gewinne auf Kosten der inländischen Zuckeresser zu gewährleisten, indem sie den Ueberschuß an Zucker, der ihnen im Inlande den Preis drücken würde, dank der Prämie billig an das Ausland verkaufen können. So ist seit langem der Engländer den deutschen Zucker erheblich billiger als der Deutsche. Denn der Deutsche muß im höheren Preise des Zuckers die Verbrauchsabgabe aufbringen, aus deren Ertrage die Prämien den ausführenden Zuckerindustriellen gezahlt werden. Ihm wird also der Zucker künstlich verteuert, damit — dieses Nahrungs- und Genußmittel billig den Engländern geliefert werden kann.

England stand sich bei diesem Verhältnis ganz gut und hätte also wenig Veranlassung gehabt, sich für eine Zuckerreform ins Zeug zu legen. Aber England hat Kolonien, die auch Zucker produzieren und die auf dem englischen Markt gegen den künstlich verbilligten Prämienzucker des Festlands nicht aufkommen können. Bei der wachsenden imperialistischen Strömung, die auf engeren Zusammenschluß mit den Kolonien drängt, ist deshalb das Auftreten der englischen Regierung gegen die Zuckerprämien gar nicht verwunderlich.

Aber England will noch mehr, als die einfache Aufhebung der staatlichen Zuckerprämien. Es will auch die Macht der Zuckerkartelle gebrochen sehen, der Verbindungen der Zuckerindustriellen, die aus den Tributen, die sie den eigenen Landsleuten über den angemessenen Preis abzupressen sich nicht genieren, die Ausfuhr immer noch prämiieren konnten. England fordert deshalb, daß die Schutzzölle, hinter denen diese Kartelle sichert vornehmen, daß ihre Raubzüge vor fremder Störung gesichert vornehmen, daß in den kontinentalen Zuckerländern die hohen Zuckerzölle, die die ausländische Konkurrenz ausschließen, fallen. England will, daß außer dem Betrage, der der im Lande selbst erhobener Verbrauchsabgabe von Zucker entspricht, nur 4 M. noch vom Doppelzentner erhoben werden.

In Deutschland beträgt die Verbrauchsabgabe 20 M. pro Doppelzentner, der Zoll — der jetzt 40 M. beträgt — müßte also nach Englands Vorschlägen auf 24 M. herabgesetzt werden. Die deutsche Regierung, die eingesehen hat, daß die Ausfuhrprämien nicht zu halten sind, möchte den Zuckerleuten aber nicht gar zu wehe thun und will den Zoll nur bis 28 M. ermäßigen. Oesterreich-Ungarn nimmt sich nicht minder eifrig der armen, in ihrem Profit bedrohten Zuckeragrarier an.

Die Zuckerbarone ziehen es nämlich vor, die eigenen Landsleute in Sicherheit weiter zu schröpfen und billigen Zucker lassen sie lieber dem Ausland zukommen. Und wenn die deutsche Regierung mit einem Vertrag vor den Reichstag treten wird, der die Prämien abschafft und den Zuckerzoll erniedrigt, so wird es jedenfalls einen arrigen agrarischen Sturm geben. Aber auf keinem Gebiete läßt sich den Agrariern ihre Raubwirtschaft besser nachweisen, als hier beim Zucker. Diese Prämien- und Kartellwirtschaft schreit geradezu zum Himmel! Seit 1900, da das Zuckerkartell besteht, ist der Zuckerpreis ständig in die Höhe geschraubt worden — d. h. nur für Deutschland, nicht für die übrigen Länder, die von deutschen Zuckerindustriellen mit Zucker versorgt werden. Und diese wahnsinnige Wirtschaft hat es denn glücklich dahin gebracht, daß der Verbrauch des Zuckers in Deutschland sinkt, woran einen Teil der Schuld allerdings der wirtschaftliche Rückgang trägt. In den ersten zehn Monaten des Rechnungsjahres 1901 war deshalb die Zuckersteuer 18½ Millionen weniger eingebracht, als sie nach dem Etatsansatz bringen sollte!

Die Interessen der Zuckeresser, der Konsumenten, fordern deshalb die unverzügliche Reform der Zuckersteuer. Die Inlandssteuer auf Zucker könnte ermäßigt werden, wenn das Reich die Last der Ausfuhrprämien nicht mehr zu tragen hat; und wenn den Preisschraubereien des Zuckersyndikats ein Riegel vorgeschoben wird, dann kann das deutsche Volk zu billigem Zucker kommen, und der steigende Konsum würde die Zuckerindustrie, wenn sie angeblich durch die Entziehung der jetzigen Wuchergewinne ins Wanken geriete, schließlich schadlos halten.

Das deutsche Volk muß deshalb von der Reichsregierung fordern, daß sie alles daran setze, ein positives Ergebnis der Brüsseler Zuckerkonferenz zu erzielen. Sollte sich dann die agrarische Mehrheit des Reichstags weigern, den Vertrag zu ratifizieren, so würde sie ihre Gemeinschädlichkeit abermals erweisen und müßte mit Bangen den Wahlen entgegensehen. Denn der Zuckerwucher liegt noch klarer zu Tage als der Brotwucher.

Deutsches Reich.

Berlin, 21. Februar. Die Mitglieder der Berliner städtischen Behörden haben sich schlüssig gemacht, eine Versammlung von deutschen Städtevertretern zwischen Ostern und Pfingsten nach Berlin zu berufen, um gegen die Zolltarif-Vorlage der Regierung Stellung zu nehmen.

— Der Berl. Börsenkurier hört, es sei fraglich, ob die Börsengesetznovelle dem Reichstage vor dem Herbst zugehen werde.

— Der Reichstag erledigte in kurzer Sitzung die zweite Lesung des Etats der Zölle und Verbrauchssteuern. Der Etat der Zölle — es sind die Getreidezölle mit einem Ertrag von rund 500 Millionen M. — wurde an die Budgetkommission zur Vorberatung überwiesen. Beim Etat der Verbrauchssteuern gab es nur eine kleine Debatte über Tabaksteuern, die rein theoretischer Natur war. Die Abgg. Rösicke-Kaiserslautern und Heyl zu Herrnsheim machten aus ihrer Begeisterung für eine bedeutende Erhöhung des Zolls auf ausländischen Tabak kein Hehl, unser Genosse Molkenbuhr wies eindringlich auf die schweren Gefahren hin, die eine Erhöhung des Zolls für die schon jetzt elend bezahlten Tabakarbeiter und Arbeiterinnen mit sich bringen würde. Jede in Aussicht stehende Zollerhöhung veranlaßt die Konsumenten, sich große Vorräte von billigeren Zigarren anzuschaffen, tritt dann der Zoll ein, so entsteht Arbeitslosigkeit, Arbeiterentlassungen und schwerer Lohndruck. Der Schatzsekretär hatte ja auch bereits mit dem Gedanken einer Erhöhung der Tabaksteuer in seiner einleitenden Rede zum Etat gespielt. Heute kam er nicht darauf zurück, sondern beschränkte sich auf die Behauptung, daß der deutsche Tabakbau im allgemeinen nicht zurückgegangen sei, und daß die Gewichtssteuer, die gegenwärtig erhoben wird, die beste Steuerart wäre.

Das Plenum muß zwei Tage in die Ferien gehen, um für die Kommissionsarbeiten Raum zu schaffen. Am Donnerstag stehen Wahlprüfungen und Petitionen auf der Tagesordnung.

— Zum Fleischbeschaugesetz hat der Bundesrat eine Verordnung erlassen, die am 1. Oktober in Kraft tritt und die die Verwendung von Borsäure und deren Salzen, Formaldehyd, Alkali- und Erdalkali-Hydroxyden und -Karbonaten, schwefliger Säure und deren Salzen, unterschwefligsauren Salzen, Fluorwasserstoff und dessen Salzen, Salicylsäure und deren Verbindungen, sowie chlorsauren Salzen verbietet. Das Verbot gilt auch für Farbstoffe jeder Art, jedoch unbeschadet ihrer Verwendung zur Gelbfärbung der Margarine und zum Färben der Wursthüllen, sofern diese Verwendung nicht anderen Vorschriften zuwiderläuft. — Merkwürdigerweise hat in England eine parlamentarische Kommission fast zu gleicher Zeit entschieden, daß die Anwendung von Vorpräparaten in kleinen Mengen nicht schädlich ist.

— Das Abgeordnetenhaus setzte am Montag die Generaldebatte über das Ressort des Ministeriums des Innern fort. Die Sitzung begann mit einer recht pikanten Episode. Geheimrat v. Falkenhahn, jener überschneidige Regierungskommissar, der am Sonnabend der Berliner Stadtverordneten-Versammlung vorworfen hatte, aus Raume Herrn Kaufmann zum zweitenmal gewählt zu haben, war von seinem Chef, dem Minister, zu einer Erklärung veranlaßt worden, die einem zuter peccavi verzweifelt ähnlich sah. In recht kleinlauter Weise las der Herr sein Sprüchlein von einem Zettel ab und sagte, er habe den Stadtverordneten keine unsachlichen Motive unterschieben wollen. Der Minister, Freiherr von Hammerstein, kam dann auf die Versammlung im Zirkus Busch zurück. Er mußte zugestehen, daß Frauen anwesend gewesen seien, entschuldigte aber die Duldung dieser Anwesenheit durch den Berliner Polizeirundenten damit, daß jene Damen ja nicht in die Debatte eingegriffen hätten!! Uns kann eine solche liberale Handhabung des Vereinsgesetzes nur willkommen sein, nur soll man damit nicht einmal die Herren Agrarier und ihre Damen beglücken. Der Minister entwickelte im weiteren ein paar Gedanken zu einer eventuellen Verwaltungsreform in Preußen. Die Regierungspräsidenten sind überlastet und es wäre möglich, daß man einige ihrer Funktionen den Landräten zuwiese. Für den Landrat sieht Herr v. Hammerstein den wahren Grund- und Eckstein des preußischen Staates, und seine Machtvollkommenheit noch nicht zu stärken, scheint das hehre Ziel dieses reaktionären Herrn zu sein.

Der freisinnige Abg. Dr. Crüger richtete dann an den Minister die Frage, wie er zur Verleihung des Stadtrechtes an die vielen vor Berlin gelegenen Dörfer Lichtenberg, Weißensee und Wilmersdorf stehe. Die Antwort, die Herr v. Hammerstein gab, war ziemlich vorsichtig gehalten. Er erkannte an, daß ebenso wie Rixdorf und Schöneberg auch die übrigen großen Dorfgemeinden um Berlin mit der Zeit Städte werden müssen, aber für den Augenblick besteht im Ministerium wenig Neigung, die Wünsche dieser Orte zu erfüllen. Der folgende Teil der Sitzung brachte eine frisch-fröhliche Fortsetzung des so plötzlich auf der ganzen Linie entbrannten Kampfes zwischen dem Bund der Landwirte und den Nationalliberalen. Zunächst erklärte der nationalliberale Hofbesitzer Wetterman, der selbst mit Hilfe des Bundes gewählt ist, die Polemik seines Freundes von Eynern gegen den Bund bei doch wohl übertrieben. Aus dieser kühlen Temperierung schien der Bundesredner Dr. Diederich Hahn den Mut zu schöpfen, in einer großen Rede ging er mit der nationalliberalen Partei ins Gericht, der er drohend zurief, sie möge sich bei den nächsten Wahlen in acht nehmen. Es entbehrte nicht einer gewissen Komik, wie dieser agrarische Agitator den Bund der Landwirte als harmlos und unpolitisch hinstellen suchte, wie er den Hulazenritt ins Zentrumslager als eine friedliche „Auflärungsarbeit" charakterisierte, dem Zentrum die Bruderhand darbot und zu demselben Atemzuge recht derbe Drohungen gegen Nationalliberale, wie gegen Zentrumsleute vorbrachte. Trimborn stieg er aus, man möge ihm eine einzige Entgleisung aus seiner parlamentarischen Thätigkeit nachweisen und drei Minuten später wurde er sein berühmtes Wort von der „grünlichen Flotte" als eine versehentliche Entgleisung zu entschuldigen. Der nationalliberale Abg. v. Eynern antwortete dem selbstbewußten Herrn mit der erforderlichen Ironie. Er hielt den Vorwurf der politischen Charakterlosigkeit des Bundes voll aufrecht und machte Herrn Hahn darauf aufmerksam, daß er selbst in seinem hannoverschen Wahlkreise doch einige Rücksicht auf die Nationalliberalen zu nehmen habe. — Die Debatten im letzten Teil der Sitzung boten geringeres Interesse. Vor leerem Hause feierte der dänische Abg. Hansen Beschwerden über die Gewaltpolitik, die immer noch in der Provinz Schleswig-Holstein beliebt wird. Er führte eine große Anzahl von Ausweisungen an. Der Minister Frhr. v. Hammerstein antwortete sehr kurz, daß der Ausweisungskurs des Herrn

---

Aribert hatte die Absicht, einen längeren Streifzug auf das Gebiet der Politik zu unternehmen, doch Herr Schönbeck war keineswegs gewillt, ihm darin gewähren zu lassen, und brachte ihn mit den Worten: „Also worum handelt es sich, wenn ich bitten darf," energisch zur Sache zurück.

„Es handelt sich kurz gesagt um — Dünger," versetzte Aribert mit Todesverachtung. „Sie wissen, der Dünger ist sozusagen die Seele der Landwirtschaft. Der Dünger ist sozusagen latentes Brot, oder wie der Bauer sagt: Mist ist die ganze List. Da sich nun in meiner Priesnitz, wie ich schon vorhin gegen Ihren Herrn Vater bemerkte, Sand in großer Menge und ausgezeichneter Qualität vorfindet, welcher jedoch sich wenig zur Bebauung eignet, so bin ich auf die Idee gekommen, diesen vortrefflichen, reinen Sand ganz einfach in Dünger zu verwandeln."

Baß erstaunt blickte Herr Schönbeck auf und fragte neugierig: „Ja, mein bester Herr, wie wollen Sie denn das anfangen?"

„Na, ganz einfach, indem man den Sand eine innige chemische Verbindung eingehen läßt mit ... äh ... mit äh ... mit einer andern Masse."

„Ach!? Und die wäre?"

„Ja, das ist's ja eben, Sie sind ja Chemiker, das wollte ich Sie eben fragen, verehrter Herr Schönbeck."

Herr Schönbeck, der sich begierig lauschend vorgebeugt hatte, fiel, wie von einem plötzlichen Stoß getroffen, in seinen Polstersessel zurück. So etwas war ihm denn doch noch nicht vorgekommen! Sollte er sich über diese kolossale Unverschämtheit ärgern? Aber nein! Zunächst und ohne alle Voreingenommenheit wirkte dieses beispiellos naive oder auch unverfrorene Ansinnen so komisch, daß sich selbst der so ernste, stets förmlich zugeknöpfte Mann nicht enthalten konnte, laut herauszulachen. Und da er ein wenig Uebung im Lachen hatte und alle Dinge, die er einmal anpackte, mit gleichem Ernst und gleicher Gründlichkeit betrieb, so vermochte er, als er einmal angefangen hatte, so bald nicht wieder aufzuhören, mit seinem mühsam stoßenden, gleichsam ungeschmierten Lachen.

Aribert bekam keinen kleinen Schreck, als dies verrostete Gelächter gar nicht aufhören wollte. Erst hatte er es mit verlegenem Lächeln und ängstlich niedergeschlagenen Augen über sich ergehen lassen. Als er aber aufblickend Herrn Schönbeck sich wie in einem heftigen Hustenanfall in seinem Sessel winden und seine Hand unruhig von der Bauchgegend nach der Herzgrube und von der Herzgrube nach dem Hinterkopf fahren sah, da wähnte er Gefahr im Verzuge und eilte bestürzt dem elektrischen Knopf zu, um Hilfe herbeizuläuten.

„Lassen Sie nur," keuchte Herr Schönbeck mit Anstrengung, „es geht schon vorüber, hoho-hoho — Sie entschuldigen — hoho! aber Ihre Idee — hohoho, ist — he — so genial — hoho! Sie sollten ein Pa — Pa — hohohehehe — Patent darauf nehmen ... Ach Gott, ach Gott — Patent drauf nehmen."

Aribert nahte sich langsam und vorsichtig und erbot sich bescheiden, dem Leidenden durch Klopfung des Rückens Erleichterung zu verschaffen. Und als der Doktor dies durch Gebärden dankend ablehnte, stotterte er etwas verwirrt: „Aber verehrtester Herr Doktor, bitte, fassen Sie sich doch nur! Ich habe da wohl — etwas Dummes gesagt. Ja bin — eben ganz Laie; entschuldigen Sie nur, wenn ich mich etwas unwissenschaftlich ausgedrückt habe. Ich habe da nämlich einen jungen Mann sitzen, der destilliert und kalkuliert schon monatelang an der Sache herum. Er hat mir auch eine chemische Formel aufgeschrieben. Die hab' ich aber leider vergessen."

„Soso! Das würde mich allerdings sehr interessieren, die kennen zu lernen," stieß Doktor Schönbeck atemlos hervor.

Und Aribert versetzte rasch und gemütlich: „Ach Gott, wissen Sie, lieber Herr Schönbeck, ich glaube ja selber nicht, daß viel dran sein wird. Der junge Mann ist nämlich 'n bißchen — ein bißchen, wie man zu sagen pflegt — schwach auf der Brust."

Herr Schönbeck bekam einen neuen Anfall. Diesmal beunruhigte sich Aribert nicht weiter, sondern hielt es für angemessener, aus vollem Halse einzustimmen. Er sagte sich ganz richtig, daß der Doktor jetzt unmöglich mehr daran zweifeln könnte, daß die ganze Geschichte mit dem künstlichen Dünger nur ein etwas verunglückter Versuch gewesen ist, um den eigentlichen Zweck seines Kommens, nämlich die Erneuerung der Bekanntschaft mit den angenehmen Damen des Hauses einigermaßen zu verhüllen. Wenn der strenge Herr die Sache von der heiteren Seite nahm, um so besser für ihn.

Als Doktor Schönbeck sich halbwegs wieder beruhigt hatte, erhob er sich elastisch von seinem Stuhl, klopfte den Junker freundschaftlich auf die Achsel und sagte: „Na, wissen Sie, nachdem nun der geschäftliche Teil erledigt zu sein scheint, können wir ja wohl wieder zu den Damen gehen."

„Jawohl, gehen wir zu den Damen", versetzte Aribert mit Begeisterung, indem er zwei Taschenbürstchen hervorzog und das in der Mitte gescheitelte Haar überflüssiger Weise noch einmal vor dem Hinaustreten damit glättete.

„Was haben Sie bloß für reizende, liebenswürdige Schwestern!" Damit faßte er Herrn Schönbeck vertraulich unter den Arm und verließ mit ihm das Studierzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Heiteres.

Eine Anekdote von Viktor Hugo. Als Viktor Hugo 1832 seinen berühmten Roman Notre Dame de Paris (Unserer lieben Frau von Paris) geschrieben hatte, der den Titel nach der berühmten Domkirche von Paris trägt, nahm die Zahl der Besucher des herrlichen Bauwerks mit zu, und der Pförtner der alten Basilika bezog mehr Trinkgelder ein. Eines Tages erschien auch Viktor Hugo mit einigen befreundeten Damen dort, um ihnen „seine Kathedrale" zu zeigen. Als sie ganz oben auf dem Turme angekommen waren, öffnete der Pförtner plötzlich die Thür einer Zelle und sagte: „Hier, meine Herrschaften, hat Viktor Hugo seine Geschichte der Notre Dame Kirche geschrieben; da steht noch sein Tisch, sein Stuhl und sein Bett." „Nein, lieber Freund," sagte der Dichter lachend, „ich danke Ihnen für diese historischen Details, die mir unbekannt waren. Ich bin nämlich — Viktor Hugo!" Sprach's und drückte dem verblüfften Führer ein Trinkgeld in die Hand.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020225/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG